Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 51 (1947-1948)
Heft: 14

Artikel: Farinet oder Das falsche Geld : Roman [Fortsetzung]
Autor: Ramuz, C.F. / Guggenheim, Werner Joh.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-669169

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Roman von C. F. Ramuz

Farinet oder Das falsche Geld

11 Abdrucksrecht: Schweizer Feuilletondienst. Deutsch von Werner Joh. Guggenheim.

So ist die Geschichte der drei Wochen, in denen Farinet die Berge durchstreifte; und während dieser drei Wochen sah man ihn nicht mehr im Dorf. Man hat ihn auf Maquisaz gesehen, man hat ihn gesehen auf der Alp Ruinette, man hat ihn auf Praz-Pourri gesehen.

Man hat ihn noch weiter östlich gesehen, auf Cherpifou; — auf allen grünen Alpen zwischen Felsen und Schnee. Sie sind ein paar hundert Meter lang, nicht viel mehr als hundert Meter breit, zwanzig Stück Vieh sind dort, dreißig Stück, fünfzig Stück, eine steinerne Hütte, vier oder fünf Männer, die das Vieh hüten, Butter und Käse bereiten; dort hangen sie zweitausend, zweitausendfünfhundert Meter hoch über den Menschen und über allem.

Sie sahen Farinet von weither durch die Felsen kommen; sie lachten. „Da seid Ihr ja. Wie geht's? Kommt doch herein."

Er kam in die Hütte; er trank ihren Wein, wenn sie ihm anboten. Ueberall wurde er gut aufgenommen, man war ihm wohlgesinnt, und er geizte nicht mit seinen Münzen.

Gegen Ende des Monats aber hatte sich das Wetter verschlechtert. Gewitter waren gekommen mit vielem Regen. Und auch die Kälte machte sich fühlbar. War dies der Grund, weshalb er zurückkam? Wie dem auch sein mochte, man sah ihn jedenfalls gegen Ende des Monats in Pralovin wieder auftauchen. Er hatte jetzt einen Bart.

„Man sieht wohl, daß du nicht aus der Stadt kommst," hatte der Meister zu ihm gesagt. „Woher kommst du?"

Er hatte nur den Arm ausgestreckt und hinter sich gedeutet; sonst nichts.

„Hast du etwas geschossen?"

Er hat geantwortet: „Nein, nichts."

Er hat sich auf die Bank fallen lassen; die Bank war eine alte Planke auf vier Pfählen und stand neben der Türe der Alphütte. Er hatte einen Bart, die Krempe seines Hutes hing ihm übers Gesicht herab, Aermel und Wams fransten aus.

Von dieser Bank aus sah man das ganze Tal, aber nicht das Dorf Mièges, weil ein Geländevorsprung dazwischen lag. Mièges sah man nicht; sonst überschaute man das ganze Tal. Indessen gingen die Sennen ihrer Arbeit nach.

Und dies hier ist eine große Alpweide, oder doch eine größere Alp als die andern; sie waren ihrer acht darauf, sie kamen und gingen, oder sie wuschen die Eimer unter einer hölzernen Wasserleitung, die aus einer Böschung herausragte.

Unvermittelt hatte Farinet zum Meister gesagt: „Habt Ihr Euer Fernrohr da?"

Der Meister hatte sein Fernrohr gebracht, er bewahrte es sorgfältig in einer grauen Stoffhülle auf, die mit einer Schnur verschlossen war. Er hat die Schnur aufgezogen.

„Ich möchte ein wenig die Gegend absuchen, ob da nicht irgendwo etwas los ist," sagte Farinet und wandte sich alsdann der rückwärtigen Felswand zu, aber er hatte wohl nicht Abstand genug. Er hat gesagt: „Von hier aus sieht man nichts."

„Ja, gewiß," hat der Meister gesagt, „wir müssen etwas tiefer hinuntergehen."

Der Meister hat diesen Vorschlag gemacht; Farinet tat so, als hätte er keinen eigenen Willen. Der Meister ging also voraus, und er folgte; und so sind sie bis zum äußersten Rand der Alp gegangen.

„Hier ist man am rechten Ort," hat der Meister gesagt ... „Von hier aus," hat er gesagt, „sieht man alles, und man sieht überallhin. Vorwärts und rückwärts, rechts und links, nach unten und nach oben ..."

Mit dem Arm deutete er rund um sich, legte den Kopf in den Nacken, streckte ihn vor. Und

so war's. Aber Farinet hatte das Fernrohr ergriffen und sich alsbald trügerischerweise den Felsen zugewandt (sie heißen Anzymes). Er hatte wieder zum Meister gesagt: „Ihr erlaubt doch?"

Er hielt das Fernrohr vor sein rechtes Auge, das andere schloß er; aber zuerst sieht er nichts. Er sieht nur ein weißliches, mit Punkten übersätes Rund, wie wenn man unter dem Vergrößerungsglas ein Stück Papier betrachtet.

„Du mußt die Rohre auseinanderziehen oder mehr ineinanderschieben," sagte der Meister, „je nachdem, wie deine Augen sind."

Farinet hat die Rohre etwas ineinandergeschoben; und an ihrem Ende wurde die Welt geboren. Farinet unterhielt sich mit der Erschaffung der Welt. Er zielte zuerst nach den Felsen von Anzymes, nach diesem Stück Welt, das gerade dort hingestellt ist, und es ist eine hohe Felswand, eine ungeheure Treppe von Steinen, der Oberteil der Stufen ist grün, die Kante grau; aber alsbald sagte er: „Man sieht dort keine." Er redete von den Gemsen. Er führt das Fernrohr weiter den Felsgrat entlang, er kommt ans Ende. Er gelangt in den Himmel.

„Ach ja," sagte er, „ich bin im Himmel, ich bin zu hoch hinausgeraten, ich sehe eine Wolke ... Seht Ihr sie auch, eine winzige, rosige? ... Mit diesem Dingsda könnte man auch den Mond betrachten. Tut Ihr das manchmal?"

„Gewiß."

„Und die Sterne?"

„Auch."

„So," sagte er, „wo bin ich eigentlich?" Und als wüßte er von nichts, fuhr er jetzt mit dem Fernrohr weit nach rechts und senkte die Mündung nach dem Tal. Man befand sich hier auf einem Vorsprung, der sich über das Tal hinausschob, ähnlich dem Bug eines Schiffes. Man brauchte sich nur nach der Seite zu wenden, er wendet sich langsam zur Seite. Dann ist es, als würde das Fernrohr an seinem Vorderende zu schwer, als wäre es an jenem Ende bleiern, als neigte es sich von selbst und gäbe diesem Gewichte nach. Also fällt er um tausend Meter, um tausendzweihundert Meter, um tausendfünfhundert Meter, er fällt senkrecht in das blaue Loch hinab, denn er befindet sich über der Rhone, und man sieht sie brodeln wie gärenden Wein.

Aber das ist es nicht, was er sehen will. Er gleitet durch Sand und Weidengebüsch. Er wird ungeduldig.

Es ist nicht leicht zu zielen, denn die geringste Bewegung, die man mit dem Vorderende des Fernrohres ausführt, vertausendfacht sich jenseits der Leere, dort wo die Wirklichkeit wieder beginnt.

Mit einemmal befindet er sich über dem Dorf. Er sieht Dächer in zwei Farben, denn die eine Dachschräge ist im Schatten, die andere von der Sonne erleuchtet, die Dächer sind aus Schiefer, aus breiten Schieferblättern, und darum sind sie glänzend wie Silber auf einer Seite, auf der andern samten wie Maulwurfsfell.

Und dies ist auch noch nicht, was er sucht.

Plötzlich hat er zum Meister gesagt: „Könnte man auf diese Entfernung einen Menschen erkennen?"

„Erkennen? Nein. Die Person nicht, aber ob es ein Mann oder eine Frau ist, das wohl. Zum Beispiel, ob es ein Landjäger ist ... Was suchst du?"

„Nichts."

Immer noch strengt er sich an, er rückt das Rohr kaum mehr von der Stelle und hält es fest in seinen Händen; und jetzt hat er's! Ja, er hat es: es ist ein kleines neues Haus, man sieht das Dach, man sieht den Unterteil der Mauern, man sieht die Blumen, die im Garten sind, man sieht die großen Margriten, man sieht rötliche, gelbe, blaue Blumen.

„Ach!" sagt er, „das strengt an. Ich muß mich ausruhn." Er läßt das Fernrohr sinken. „Ja, man wird müde im Handgelenk."

„Findest du?"

„Ja, und auch das Auge wird müde, und auch der Kopf ..."

X.

Im Dorf begann indessen Josephine unruhig zu werden. An jenem Abend, an dem Farinet ins Gebirge aufgebrochen, war sie wie immer mit ihrem Sack gegen zehn Uhr zum Eingang

der Höhle gekommen, und wie immer hatte sie sich über die Oeffnung geneigt und gerufen: „Tohoh!"

Man hatte nicht geantwortet.

Sie hatte ein zweites, ein drittes Mal gerufen; es war keinerlei Antwort gekommen.

Da wurde sie traurig, aber nicht allzusehr. Gewiß, er kann nicht ewig eingeschlossen bleiben, sagte sie sich. Er wird eben ein wenig an die Luft gegangen sein. Ich will warten.

Sie war geduldig. Sie sagte sich: Er wird bald kommen. Sie sagte sich: Es ist sein gutes Recht, ein wenig auszugehen. Sie liebt ihn. Und von Zeit zu Zeit steht sie auf, um wieder zu rufen, denn es gab ja noch jenen andern Ausgang, jenen, der auf die Schlucht hinaus mündete, und durch den er auch hätte zurückkommen können.

So hatte in der Ferne die Turmuhr von Mièges die zehnte Stunde geschlagen, dann einviertel, dann einhalb, dann die dreiviertel Stunden; endlich waren langsam und einzeln die elf Schläge auf den einsamen Wegen der Luft zu ihr her gekommen: ein Schlag, und dann einer (man hat Zeit), und noch einer (man hat alle Zeit) ...

Sie zählt. Das sind ...

Mein Gott! ... Plötzlich war sie aufgestanden. Sie glaubte zu sehen, wie ihn die Landjäger abführten; und sie hatte angefangen zu laufen ... vielleicht ist er im Dorf, vielleicht sucht er mich, vielleicht braucht er mich gerade jetzt notwendig ...

Sie lief so rasch, daß sie sich bereits den ersten Häusern näherte. Aber sie sieht, daß hier alles ruhig ist. Alles ist wie an allen Abenden: in den Gärten, denen sie entlang eilt, während sie die schon dunkeln Fensterreihen unter den Vordächern anschaut; es waren hier in diesen Hausmauern bis zu drei Fensterreihen übereinander.

Crittin hatte eben seine Wirtschaft geschlossen; er stieg zu seiner Schlafkammer hinauf. Josephine war noch ganz außer Atem.

Sie fragt: „Ist er nicht gekommen?"

„Nein."

„Oh!"

Da hat Crittin sie angeschaut. „Was gibt's? Haben Sie ihn denn nicht gesehen?"

„Nein," hat sie gesagt. Und dann: „Ich muß noch einmal zurück."

Aber Crittin war zornig geworden: „Sie sind wohl ganz närrisch! Wie sollte ihm etwas zustoßen können, ohne daß man es sofort wüßte? Er wird ausgeflogen sein, er braucht Bewegung, der Mann." So hat er gesprochen, während er seine Kerze in der Hand hielt. Vielleicht hatte er recht, gewiß sogar, dachte sie, — als im selben Augenblick nacheinander die beiden Schüsse losknallten (als Farinet nach dem Monde schoß), und Crittin, mitten auf seiner Treppe, erstarrte.

Sie stand noch auf der untersten Stufe, war schneebleich geworden; und es hatte ihr für einen Augenblick den Atem verschlagen. Gleich darauf hatte sie zur Tür rennen wollen; doch Crittin hatte sie am Arm gepackt und zurückgehalten: „Bleiben Sie ruhig!"

Man hörte nichts mehr.

„Lassen Sie mich gehen!"

„Ich verbiete es Ihnen."

Er hielt sie am Handgelenk; — dann ist ein Fenster aufgegangen, ein anderes; eine Stimme fragt: „Was gibt's?"

„Es war ganz in der Nähe!"

Noch ein anderes Fenster geht auf; zwei Männer reden miteinander über die Straße hinweg, aber sie sind zu weit entfernt, als daß man verstehen könnte, was sie sagen. Das Fenster wird geschlossen, man ist verstummt; ein anderes Fenster schließt sich ... und nichts mehr.

Crittin hatte sie losgelassen. Er lachte jetzt, weil er vorher Angst gehabt hatte. „Man ist dumm," sagte er, „er wird auf Anstand gewesen sein. Sicher hat er auf einen Fuchs geschossen." Und da sie sich noch immer nicht rührte: „Gehen Sie nur ruhig hinauf. Ich werde hier noch einen Augenblick warten."

Josephine hatte gehorchen müssen; sie war in ihre Kammer gegangen, sie hatte sich auf einen Stuhl gesetzt. Sie lauschte. Und nichts. Oder nur, durch die geschlossenen Fenster hindurch, weil das Schweigen so groß war, weit aus dem Grunde der Nacht her: die Rhone. Ein dumpfes, immerwährendes Rauschen, ein großes, aber sehr sanftes Wehen; man hört es,

Frühlingsbild von Zumikon

dann hörte man es nicht mehr. Und dann steigt Crittin die Treppe herauf. Nichts mehr.

Alsdann, am folgenden Morgen, waren die Leute im Dorf, als sie aus ihren Häusern kamen, zusammengestanden und hatten einander gefragt: „Habt Ihr's gestern gehört?"

„Ja, und Ihr?"

„Wir hatten erst Angst, es könnte jemand auf ihn geschossen haben."

„Pah!" sagte Fontana. „Es war nicht der Knall eines Kugelgewehrs. Er wird wohl auf Anstand gewesen sein; er mag auf einen Fuchs geschossen haben." (Er sagte das gleiche wie Crittin.)

Und dann sagte Fontana noch: „Das ist es nicht, was mich besorgt macht."

Denn man hatte angefangen, sich im Lande herum allerlei und allerhand zuzuraunen. Besonders ein Gerücht war in der Luft und verbreitete sich wie eine ansteckende Krankheit von Mensch zu Mensch. „Er soll sich, scheint's," sagte man sehr leise, „mit dem Gericht und den Behörden verständigt haben. Den Beweis dafür hat man ja auch, denn seit gut einem Monat ist kein Landjäger weder im Dorf noch in der Umgebung zu sehen gewesen."

Es war ein Flüstern und Tuscheln, solche Dinge sagt man nicht laut; man flüstert sie einander ins Ohr. „Ja," sagte man, „er wird sich ergeben. Man hat ihm wohl Versprechungen gemacht. Er wird ein paar Monate absitzen müssen, und nachher ist er ja frei, frei und ungestört wie wir alle, nicht mehr und nicht weniger. Nur Gold hat er mehr, denn er hat sicher recht viel Gold auf die Seite gelegt. Es ist für ihn nur noch eine Frage des Stolzes ... Jetzt

überlegt er sich's noch ... aber er hat ja Zeit bis Ende des Monats, um sich zu entscheiden."

An jenem Tage nun war ein gewisser Baptist Rey gegen drei Uhr nachmittags zu Crittin gekommen, zu einer Zeit also, in der die Wirtsstube leer ist, besonders in dieser Jahreszeit, da alle Männer am Unkrautjäten sind, am Mähen oder am Ernten. Aber er jätete nicht, mähte nicht, erntete nicht.

Er trat ein, bestellte einen Sirup.

Er war der Sohn der Postbeamtin: seine Arbeit bestand darin, daß er seiner Mutter auf der Post half. Er war bleich, klein, ein wenig verkrümmt, ein wenig bucklig, er hatte eine ungesunde Gesichtsfarbe, einen verschlagenen Blick; und er sagte, daß er den Wein nicht vertrage, deshalb bestellte er einen Sirup. Er stand jedoch in dem Rufe, den Mädchen gegenüber trotzdem nicht scheu zu sein. Man erzählte, daß er auch Rolaillers Tochter den Hof zu machen versucht hatte.

Er hat keinen Lärm verursacht, er kam als Nachbar. Er hatte Pantoffeln an. Er trug eine Tuchweste und keine Jacke. Sie hatte ihn nicht kommen gehört. Sie saß allein in der Küche und strickte am offenen Fenster; Crittin schlief jeden Tag von eins bis drei.

Baptist Rey schien das zu wissen. Er hatte also Zeit genug, die Maueranschläge zu lesen, die amtlichen und die nichtamtlichen. „Kundmachung. Verordnung. Jagdgesetz. Aufgebot. Steuerverordnung. Abstimmung vom 26. September." Mit schönen starken Buchstaben und großen Ueberschriften auf weißes Papier gedruckt, unter dem Kantonswappen mit den Sternen, dem Wappen eines freien Landes.

Er ging den Wänden entlang, lesend, er machte in seinen Pantoffeln gar kein Geräusch. Er hielt die Hände in den Taschen, er betrachtete das zweigeteilte Wappen mit den Sternen, welche die Bezirke bedeuten.

Eine nicht sehr bekleidete Dame hielt eine Weintraube in der Hand. Rey betrachtete ihre hübsche runde Brust, die von einem schräg über die Schulter geworfenen Tierfell nur zur Hälfte bedeckt war. Er betrachtete sie auch noch, nachdem er sich gesetzt hatte.

„He! Ist niemand da?"

Wieder: „He!" Dann: „Guten Tag, Fräulein Josephine. Einen Sirup, bitte, und recht frisches Wasser. Es kommt wohl noch ein Gewitter bis Abend; das macht Durst."

Sie, die völlig bekleidet war, war nicht so angenehm anzuschauen. Sie hat nichts gesagt. Er sieht dieses große, ein wenig traurige Gesicht mit den roten Flecken in der braunen Haut. Sie trägt ein baumwollenes Mieder, es ist schwarz mit weißen Punkten und reicht bis über die Hüften. Es hat einen Stehkragen und lange Aermel.

(Fortsetzung folgt.)

Lenzlied

Wir wollen, nun der Lenz ersteht,
Uns neu des Lebens freuen,
Und seine Blumen duftumweht
Mit neuer Lust betreuen.
Das ist der Blumen tiefer Sinn:
Dass ich getrost und fröhlich bin!

Und wehen nicht auf Gräbern gar
Des Lebens neue Fahnen?
Es will wohl mancher, der einst war,
Uns an das eine mahnen:
Das ist der Blumen tiefer Sinn:
Dass ich getrost und fröhlich bin!

So nimmt es denn sogar dem Tod
Den Stachel und das Grauen,
Dass unser Gott dem Lenz gebot,
Zu trösten, zu erbauen.
Das ist der Blumen tiefer Sinn:
Dass ich getrost und fröhlich bin!

Walter Dietiker